

ihm die Begriffe, die mit ihnen verbunden sein sollten. Ja, er war knabenhaft-kühl beschaffen, dieser junge Norddeutsche, und, genau betrachtet, wohl schon etwas wund vom Wunder des Lebens. Aber „Wundsein“ vom Wunder des Lebens, das ist doch das große Vorrecht der Siebzehnjährigen.

Was nun die „Elitepension“ betraf, so war diese Gaststätte gleichsam ein Tempel der Langeweile. Im Sommer mochten vielleicht noch einzelne Typen aus der Gästeschar ab und zu für etwas Abwechslung sorgen, aber im Winter war außer Herrn Fortmann und zwei verschlafenen holländischen Ehepaaren überhaupt niemand zu sehen; ja, während der ersten fünfzehn Dezembertage hatte Edgar Randolph um sechs Uhr abends sogar ganz allein im Speisesaal beim Dinner sitzen müssen. Doch so grotesk sich auch sein einsames Dasitzen in dem verödeten, hallenartig großen Raum annehmen mochte, er fühlte sich ganz wohl dabei, wohler jedenfalls als beispielsweise mit der Gesellschaft jenes Herrn Fortmann aus Düsseldorf, jenes protzenhaft-geschwätzig-provinziellen Don Juans, der ihn den ganzen November hindurch mit frech erzählten Bettgeschichten überschüttet hatte . . . So arbeitete er denn einsam und aß einsam, und nach dem Essen fand er auf seinem Zimmer Trost bei den frühen Gedichten von Rilke. Vor seinem Fenster sitzend, ließ er sich von den Versen durchrinnen wie von der milden Glut eines Burgunderweines, und ab und zu starrte er dabei in den stumpfhinsterbenden holländischen Winter. Gewiß, manchmal war's schwer, zu denken, daß er Weihnachten in diesem fremden Nebel verbringen mußte; allein dieser Schmerz hatte nichts mit Langeweile zu tun, denn Langeweile schien ihm nicht mehr als geistige Blutarmut zu sein, während sein Schmerz darin beruhte, daß er zum erstenmal in seinem Leben den geheimnisvollen, den sinnlich-sinnvollen Klang des Wortes „Heimat“ entdeckte . . .

Bei ihm zu Hause in Hamburg schien

man seine Nöte vorgeahnt zu haben; denn am ersten Feiertag erreichte ihn das pompöse elterliche Weihnachtsgeschenk: ein prachtvolles, überaus großes Zigaretten-Etui aus schwerem, gediegenem Gold. Dazu schrieb die Mutter des jungen Edgar Randolph, er möge dies Etui doch um Gottes willen nur des Sonntags und niemals im Geschäft tragen, denn fürs Geschäft und für den Alltag genüge sein altes silbernes. Gut, dachte der Beschenkte. Gemacht, dachte er. Und am Nachmittag führte ihn ein schnell improvisierter Spaziergang durch die feierliche Pracht der Heerengracht, deren greisenhaft-stolze Häuser widerdröhnten vom Lärm der zahllosen Leierkästen. Ueber dem Wasser brütete finster der Nebel.

Als er nun um sechs Uhr abends den Speisesaal der „Elitepension“ betrat, darauf vorbereitet, diesen wie gewohnt leer zu finden, da erblickte er auf seinem Platz eine fremde Frau. Mit Erstaunen, ja mit einem überaus wehen Erstaunen sah Edgar, daß diese Frau vollendet schön war, und gleichzeitig durchzuckte ihn ein Sturm seltsamster Gefühle: ihm war, als erblicke er in diesem begeisternd-schönen Frauenantlitz einen Himmel von blutigrauchendem Abendrot, der sich drohend über die zwar durchaus nicht sonderlich reizvolle, aber doch friedvolle Landschaft seiner ersten Jugend senke. Denn es war nicht nur ein starker Hauch von Frau und Liebesmöglichkeit, der ihm von dieser Erscheinung entgendumftete, es war mehr, es war unsagbar viel mehr, es war so herzberauschend erfreulich und herzbeklemmend beängstigend zugleich, daß sich das ganze Gesicht des jungen Menschen mit blaßkalter Starre bedeckte. Er hatte die Tür offen gelassen und wandte sich ihr wieder zu, wie um zu fliehen. Und als er tatsächlich wieder auf dem Flur stand, mußte er ausgerechnet der Frau Verschuur begegnen, seiner fetten, unsympathischen Wirtin, die mit ihrem bäuerlichen Sinn für Erfassung von Tatsachen seinen Seelenzustand denn auch sofort erkannte. „Nun, junger